

# Gruscheln, Taggen, Diggen, Twittern.

## Was aus der neuen Publikationspraxis im Web (2.0) für Web Literacy und Web-Quellenkritik resultiert

Der Journalist und Buchautor Tobias Moorstedt beschreibt die aktuelle Jugend im Netz als eine, ...

*„die für die bürgerlichen Werte Privatsphäre, Datenschutz und Anonymität kein Verständnis mehr aufbringen kann und an Geschwindigkeit, Nähe und Intensität glaubt. MySpace will Nutzerdaten verwenden, um Werbung weiter zu personalisieren? Geschenk! Was wollt ihr wissen? Ich bin ich, jetzt ist jetzt.“<sup>1</sup>*

Das soeben von den „Europrix Multimedia Awards“ ausgezeichnete, von der Jury des Preises als „das erste personalisierte Musikvideo der Welt“ gelobte Mash-Up-Video <http://www.takethisdance.com> zeigt, wie diese neuen Parameter der Mediennutzung zu verstehen (oder besser: zu erfüllen) sind: Wer die Website anklickt, glaubt zunächst, ein „normales“ Musikvideo zu sehen, über dessen ästhetischen Wert und innovatives Potenzial man geteilter Meinung sein kann. Der Clou ist jedoch, dass die Website die IP-Adresse des Benutzers dazu verwendet, um jeweils ortsbezogenes Material von Seiten wie *geonames.org*, *google.com* und *flickr.com* in das Video einzuspielen. Somit sieht jeder „sein“ Video, abhängig von der geographischen Präsenz seines Computers. Wer gerade in Wien online ist, sieht im Video vermutlich Bilder vom nächtlichen Wien, aktuelle Kurse der Wiener Börse u. Ä. – Interessant ist hier, dass genau diese Technik der Lokalisierung mit Hilfe von IP-Adressen, die hier als „Kunstform“ oder auch bloß als ästhetische Spielerei auftaucht, auch kritisch beäugt werden kann.<sup>2</sup>

Ein zweites Zitat. Der Medienwissenschaftler Ramon Reichert beschreibt die Netzjugend im Web 2.0 wie folgt (man vergegenwärtige sich bei der Lektüre der folgenden Passage einmal den Wissensstand und Wortschatz von ca. 1995, um die dramatischen Veränderungen wahrzunehmen):

*„Die Medienamateure von heute sind multimedial versiert, erstellen ihr persönliches Profil in sozialen Netzwerken, beteiligen sich aktiv an Forendiskussionen, nutzen das Web Content Management zur Selbsterzählung und Selbstinszenierung, [...] checken den Webtraffic ihres bei YouTube upgeloadeten Videos, [...] posten ihre Artikel, Fotos, Musik, Grafiken, Animationen, Hyperlinks, Slide Shows, Bücher-, CD- und Software-Rezensionen, kommentieren den Relaunch ihrer Fansites, verschicken selbst gestaltete*

*E-Cards, updaten ihr Online-Diary, changieren zwischen unterschiedlichen Rollenstereotypen in Online-Games, [...] exponieren Privates und Vertraulichkeiten und nutzen hierfür alle angebotenen synchronen wie auch asynchronen Formen der computervermittelten Kommunikation: E-Mail, Fore Chat, Instant-Messages.“<sup>3</sup>*

Die Liste dieser von Neologismen und Anglizismen dominierten Aufzählung neuer Tätigkeiten ließe sich endlos fortsetzen: Im StudiVZ wird „gegruschelt“, Fotos, Videos und Textbeiträge werden ganz generell „getaggt“ (mit Tags = Stichwörtern versehen), auf twitter.com wird „getwittert“, auf digg.com werden News (und auch und vor allem die belanglosesten der Welt) „gediggt“ = bewertet usw. – Ist das die Welt der „digital natives“, für die das alles ganz „naturwüchsig“ ist, wie Susanne Krucsay in ihrem Einladungsbrief für die vorliegende (Schluss?) Nummer der „Medienimpulse“ schreibt? Ist das gleichzeitig die Welt, die die „digital immigrants“ immer weniger verstehen? Der Autor dieses Beitrags hatte das Glück, in die Netzrevolution „hineinsozialisiert“ worden zu sein, also in der Schwellenzeit zum neuen Netzmedium WWW, Mail und Co. selbst eingeübt und parallel dazu immer wissenschaftlich reflektiert zu haben. Er ist zwar kein *native-born user*, fühlt sich aber auch nicht als Immigrant (Einwanderer): nicht als Eingeborener also, sondern als Hineingeborener.

Fest steht: Die massiven Änderungen, die wir derzeit erleben, sind keine bloßen vorübergehenden Moden. Sie betreffen ohne Zweifel die *Textkultur*, die *Lernkultur* und in weiterer Folge die *Wissenskultur* insgesamt (und die *Ökonomie* sowieso). Es geht hier um nichts weniger als um Fundamental-Änderungen der drei Leitkonzepte der Aufklärung und der Moderne, die seit mehr als 200 Jahren paradigmatisch für unsere Vorstellungen von Wissen und Bildung waren: *Autor*, *Original*, *Experte*.<sup>4</sup>

Innerhalb der vergangenen zehn Jahre hat das Web – und insbesondere in den vergangenen Jahren das Web 2.0 –, so die These, die Leitprinzipien unserer Wissenskultur, wie sie sich spätestens gegen Ende des 18. Jahrhunderts etabliert haben<sup>5</sup>, zu erheblichen Teilen schlichtweg ausgehebelt:

1 Tobias Moorstedt (2008), Was wollt ihr wissen? in: musikexpress, Januar 2008.

2 Gerald Reischl (2008), Die Google-Falle: Die unkontrollierte Weltmacht im Internet, Wien, S. 43 ff.

3 Ramon Reichert (2008), Amateure im Netz: Selbstmanagement und Wissenstechniken im Web 2.0, Bielefeld, S. 9.

4 Im Folgenden auch Stefan Weber (2008), Die Medialisierungsfälle: Kritik des digitalen Zeitgeists, Wien – Klosterneuburg.

5 Siehe Jeanette Hofmann (2002), „Weisheit, Wahrheit und Witz“: Über die Personalisierung eines Allgemeinguts, [http://duplox.wzb.eu/people/jeanette/texte/weisheit\\_wahrheit\\_und\\_witz.html](http://duplox.wzb.eu/people/jeanette/texte/weisheit_wahrheit_und_witz.html) (Original in PROKLA, Heft 1/2002, S. 126–148). Weiter Hannes Siegrist (2006), Geschichte des geistigen Eigentums und



## Gruscheln, Taggen, Diggen, Twittern.

Was aus der neuen Publikationspraxis im Web (2.0) für Web-Literacy und Web-Quellenkritik resultiert

- 1) Dazu gehört zunächst der transparente (*Einzel-*)Autor oder das transparente *Autorenkollektiv*, das hinter einem Text und für einen Text steht (außer, ein Autor versteckt sich hinter einem Pseudonym, doch dies galt früher als Sonderfall). In der neuen netzbasierten Wissenskultur hat die Kopplung Autor–Text bzw. genauer: die Zurechenbarkeit eines Texts zu einem Autor oder einer Gruppe von Autoren ausgedient. Texte werden zunehmend oft kooperativ von den so genannten „anonymen Zeitreichen“ erstellt, von Autoren kennen wir oft nur noch Nicknames<sup>6</sup> (oder geographisch partiell lokalisierbare IP-Adressen). Eine in Bezug auf ihre fachlichen Hintergründe gänzlich intransparente Eingreifstruppe (die Administratoren der Wikipedia) und ein in seinen Details geheimer, sich angeblich ständig verändernder Ranking-Algorithmus (der Suchmaschine Google) bestimmen derzeit zu weiten Teilen unsere Wissenskultur. Die neue Unsichtbarkeit des Autors bedeutet für die Netz-euphoriker einen Gewinn, eine neue Freiheit. Es könnte sich aber auch um einen kulturgeschichtlich einmaligen Verlust handeln. Die Unmöglichkeit der Zurechenbarkeit eines Texts zu einem Autor bedeutet objektiv betrachtet ein Weniger an Information. Sie bedeutet aber auch, dass zur Qualitätsbeurteilung eines Texts nicht mehr die Expertise des Autors mit herangezogen werden kann. Damit entfallen wichtige Hintergrundinformationen, die im Ernstfall dazu führen können, dass Texte im Netz als gleichwertig und gleich wahr wahrgenommen werden, weil die Idee der Autorenreferenz weggefallen ist und damit die Idee der Prägung (auch Manipulation) eines Texts durch einen Autor in den Köpfen der User getilgt wurde.
- 2) Es hat sich – spätestens mit der Entstehung der Massenpresse – in der Moderne ein Prinzip durchgesetzt, das mit der Formel „Zuerst prüfen, dann publizieren“ auf den Punkt gebracht werden kann. Check, Gegen-Check und Re-Check sind elementare Techniken des modernen Journalismus. Sie gelten aber auch in abgewandelter Form in anderen gesellschaftlichen Systemen, die wissenskulturelle Leistungen erbringen, wie etwa in der Wissenschaft. Das Web 2.0 hat diese Logik umgedreht: „Zuerst publizieren, dann prüfen“. Völlig beliebige Gerüchte können so veröffentlicht werden – im Vertrauen auf die Selbstorganisation der Netz-Community, die den kooperativ weiter zu bearbeitenden Text schon selbst bereinigen wird oder zumindest in Foren eindeutige Postings hinterlassen wird, die zum „Check im Netz“ und durch das Netz beitragen sollen. Ein Problem entsteht allerdings, wenn Informationen aus dem Web 2.0 so wahrgenommen werden, als wären sie gemäß der modernen journalistischen Logik zustande gekommen: Man vertraut auf eine Prüfung, die überhaupt noch nicht stattgefunden hat. (Dass diese Prüfung auch in Boulevardmedien nicht immer stattfindet und im Zuge der Kommerzialisierung der Medien vielleicht generell weniger, ist ein anderes Thema.)
- 3) Mit der Autorschaft ist das Konzept des „geistigen Eigentums“ verbunden: Genuine geistige Leistungen – in den meisten Fällen Texte – dürfen nicht „entwendet“ und komplett oder auch nur partiell mit dem Anspruch einer neuen Autorschaft versehen werden. Auch diese Errungenschaft der modernen Wissenskultur seit der Aufklärung zerbröckelt: Die neue Copy & Paste-Generation im Internet glaubt zunehmend, dass ein „eigener“ Text auch das Ergebnis einer Collage von Textbrocken aus dem Netz sein kann. Dabei geht es hier nicht um die Wahrung oder den juristischen Schutz geistigen Eigentums, sondern um den mutmaßlichen Verlust der Lese- und Schreibkompetenz, der zu beobachten ist, wenn nur noch ergoogelte Textfragmente aus dem Internet das Substrat „eigener“ Texte bilden.<sup>7</sup> Ich begreife das Problem also nicht als das des Beklauten, sondern als jenes des Klauenden.
- 4) Copy & Paste-Praxen lassen nicht nur die Kopplung Autor–Text und damit das „geistige Eigentum“ des Autors obsolet werden, sie dekonstruieren auch eine weitere elementare Errungenschaft der Moderne: die Idee des *Originals*. Wenn Wikipedia-Mitbegründer Jimmy Wales von einer freien Kultur aller Menschen „with basic works they can modify“ träumt, so muss dies diskutiert und nicht einfach unkritisch bis euphorisch hingenommen werden. Die Freiheit, einen Text von Peter Handke umzuschreiben, endet bei Peter Handke und bei allen zukünftigen Lesern und Interpreten seines Texts. Die Freiheit, einen Eintrag über Stammzellenforschung zu editieren, endet beim unüberprüften Ausbildungsniveau des Umschreibenden. Werden diese Grenzen überschritten, wird die Wissenskultur auf unvorhersehbare Weise transformiert. Auf jeden Fall wird dann zunehmend oft Experten- mit Amateurwissen und die Erfahrung von Experten mit der Erfahrung von Laien vermengt, was sehr häufig zwei völlig unterschiedliche Welten sind. Netzenthusiasten sehen freilich genau dies als historischen Gewinn.

der Urheberrechte. Kulturelle Handlungsrechte in der Moderne, in: Jeanette Hofmann (Hg.) (2006), Wissen und Eigentum: Geschichte, Recht und Ökonomie stoffloser Güter, Bonn, S. 64–80.

6 In der Wikipedia haben etwa „Autoren“ wie „Der Boss der Bosse“ oder „Johnny Controletti“ (es gibt hunderte davon) Sichtungsfunktion. Wenn diese von ihnen nichts preisgeben, wissen wir rein gar nichts von ihnen (es hilft dann nicht einmal Google), die „anonymen Zeitreichen“ bleiben die großen Unbekannten.

7 Stefan Weber (2007, aktualisierte zweite Auflage Dezember 2008), Das Google-Copy-Paste-Syndrom: Wie Netzplagiate Ausbildung und Wissen gefährden, Hannover.

## Gruscheln, Taggen, Diggen, Twittern.

Was aus der neuen Publikationspraxis im Web (2.0) für Web-Literacy und Web-Quellenkritik resultiert

Ich spreche hier nicht von der Auflösung der *Wissenskultur-an-sich* im Web (als wäre diese statisch gegeben). Ich spreche „nur“ von der Auflösung jener Wissenskultur, die sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts etabliert hat und von den Leitkonzepten Autor, geistiges Eigentum und Original sowie von der (zumindest versuchten) Standardisierung von Prüfverfahren getragen wurde. Angetrieben von blinder Netzeuphorie und Technophilie erwecken Internet-Missionare oft den Eindruck, als müssten wir alle Anstrengungen unternehmen, um diese Wissenskultur so rasch wie möglich für immer hinter uns zu lassen. Doch was war an der „alten“ Wissenskultur eigentlich so schlecht? Und wo steuern wir hin, wenn dies erst der Anfang ist? Katapultieren uns aktuelle Entwicklungen im Web 2.0 zurück in eine finstere mittelalterliche Wissenskultur, wie es Internet-Kritiker Andrew Keen<sup>8</sup> befürchtet? Oder sind wir ganz im Gegenteil am Beginn der menschheitsgeschichtlich einmaligen Epoche der Konstruktion eines globalen superintelligenten Gehirns (namens Internet oder – später – „World Wide Computer“ nach Nicholas Carr)? Die Medienpädagogik ist hier verstärkt gefordert, und *Web Literacy*<sup>9</sup> muss einen neuen zentralen Stellenwert einnehmen.

Die Medienwissenschaftlerin Tara Brabazon hat in diesem Zusammenhang einen *Zehn-Fragen-Katalog* vorgeschlagen. Diesen sollte eigentlich jede Schülerin/ jeder Schüler bzw. jeder Studierende in einer Welt der immer brüchiger werdenden Autoren, Originale und Wahrheiten anwenden, bevor er Informationen aus dem Web zitiert bzw. in irgendeiner Weise an sie anschließt:

1. Who authored the information?
2. What expertise does the writer have to comment?
3. What evidence is used? Are there citations in the piece?
4. What genre is the document: journalism, academic paper, blog, polemic?
5. Is the site/document/report funded by an institution?
6. What argument is being made?
7. When was the text produced?
8. Why did this information emerge at this point in history?
9. Who is the audience for this information?
10. What is not being discussed and what are the political consequences of that absence?<sup>10</sup>

8 Andrew Keen (2007), *The Cult of the Amateur: How Today's Internet is Killing Our Culture*, New York u. a. (mittlerweile dt. 2008, Die Stunde der Stümper: Wie wir im Internet unsere Kultur zerstören, München).

9 Iris Hipfl (2003), *Webliteracy – Eine Kernkompetenz für Lehrende und Studierende*, Vortrag an der Universität Graz am 7. Mai 2003, <http://grips.uni-graz.at/material/webliteracy.pdf>. Weiter Jörg Dieter (2007), *Webliteralität: Lesen und Schreiben im World Wide Web*, <http://www.webrhetorik.de/Arbeit/Webliteralitaet.pdf>.

### Konzept für eine Web-Literacy-Schulung: Wie aus dem Internet zitieren?<sup>11</sup>

Ein bisheriges Defizit in der Vermittlung der Grundlagen wissenschaftlicher und auch vor-wissenschaftlicher (etwa schulischer) Arbeitstechniken war es, dass die Frage nach der Zitation aus dem Internet technisch und/oder formal betrachtet wurde. Das heißt: Es wurde entweder versucht, die Frage zu beantworten, ob Zitate aus „dem Internet“ generell zulässig sind. Oder es wurde versucht, möglichst genaue Formalkriterien für die korrekte Zitation aus dem Internet anzugeben. Auf die viel wesentlichere Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher Quelle und nicht-wissenschaftlicher Quelle aus dem Internet wurde kaum Bezug genommen. So heißt es etwa in einem Lernportal des Instituts für Geschichte der Universität Wien:

*„Die Frage, ob Sie aus Texten, die im Internet veröffentlicht wurden, ebenfalls zitieren dürfen, lässt sich derzeit leider nicht allgemein beantworten. Zwar sehen immer mehr Lehrende diese Veröffentlichungsform als zitierfähig an, es gibt aber immer noch viele, die dieses Medium als zu flüchtig, unsicher und deshalb jenseits der wissenschaftlichen Qualitätsstandards sehen. Vergewissern Sie sich also vor dem Zitieren aus dem Internet, ob dies in der jeweiligen Lehrveranstaltung auch wirklich gestattet [ist].“<sup>12</sup>*

Dieses Zitat zeigt, dass die Frage binär an dem technischen Kanal des Internets festgemacht wird. Somit werden technische Systemgrenzen thematisiert, nicht aber inhaltliche bzw. genauer: *Sinn*grenzen. Bei Studierenden (oder auch Schülern) kann dies für Verwirrung sorgen: Selbstverständlich „darf“ aus einem wissenschaftlichen Journal, das als 1:1-Online-PDF-Dokument ausgedruckt wurde, zitiert werden. Wenn hingegen der Autor oder die Autoren nur eine Vorabversion oder eine anders formatierte Word-Version o. Ä. ins Netz gestellt haben, muss im Regelfall das Journal in der Printquelle aufgesucht werden. Solche Unterscheidungen sind jedoch nicht allen klar: So wurde etwa der Autor dieses

10 Tara Brabazon (2006), *The Google Effect: Googling, Blogging, Wikis and the Flattening of Expertise*, in: *Libri*, Nr. 3, <http://www.librijournal.org/pdf/2006-3pp157-167.pdf>, S. 163.

11 Im Folgenden auch Stefan Weber (2007), *Der Einsatz und die Seriosität von Internet-Quellen in kommunikationswissenschaftlichen Abschlussarbeiten: Ein Beitrag zur Qualitätssicherung in einem Massenfach. Quantitative Analyse und qualitative Auswertung 2002 bis 2007*, Salzburg (unveröffentlichte Studie) und Stefan Weber (2008), *Die Ethik wissenschaftlicher Textproduktion im Zeitalter des Internets: Wie Google und Wikipedia zunehmend die Recherche in der Bibliothek ersetzen*, in: *Communicatio Socialis*, Heft 1. – Das Konzept wurde für die universitäre Ausbildung geschrieben, lässt sich jedoch auch problemlos auf schulische Ausbildung übertragen, sobald etwa bei Referaten und Haus- bzw. Fachbereichsarbeiten vorwissenschaftliche Kenntnisse unverzichtbar sind.

12 <http://gonline.univie.ac.at/htdocs/site/browse.php?artiid=2128&arttyp=k&PHPSESSID=b73d18894005057cb79a08887958a8a5>



## Gruscheln, Taggen, Diggen, Twittern.

Was aus der neuen Publikationspraxis im Web (2.0) für Web-Literacy und Web-Quellenkritik resultiert

Beitrags in einem Magisterseminar (!) mit der Frage konfrontiert, ob ein 1:1-PDF eines Journal-Bitrags im Layout des Originals (und mit Angabe der vollständigen Druckquelle in der Fußzeile) aus dem Internet zitiert werden dürfe. Solche Fragen zeigen, dass die **Unterscheidung** oft fälschlicherweise lautet: zitierbares Internet/ nicht-zitierbares Internet. Sie **sollte** aber **immer lauten: wissenschaftliche oder nicht-wissenschaftliche Quelle, egal ob Print (offline) oder online** (siehe auch die Frage nach dem Genre bei Brabazon).

Auf das Problem der Flüchtigkeit des Netzmediums wird zwar in diversen Einführungsbeiträgen zum wissenschaftlichen Zitieren aus dem Internet immer wieder hingewiesen. Daraus wird aber in der Regel nicht der Schluss gezogen, dass Internet-Quellen, *wenn sie denn einmal als wissenschaftliche Quellen definiert wurden*, in der Dokumentation anders behandelt werden müssen als Printquellen, sofern ausschließlich die Internet-Quelle angegeben wird. Das Zitier- und Referenzsystem aus der Welt der gedruckten wissenschaftlichen Werke bezieht seinen Sinn aus der intersubjektiven Nachprüfbarkeit der Quelle, mit anderen Worten: In irgendeiner Bibliothek oder in irgendeinem Archiv auf dieser Welt sollte sich jedes beliebige zitierte wissenschaftliche Werk auffinden lassen. Bis zu einem gewissen Grad gilt in der materiell-realen Bibliothek auch das Prinzip der Invarianz der Katalogisierung eines Titels (und damit seiner unproblematischen Wiederauffindbarkeit). Bei Internet-Quellen ist dies nicht verbürgt, und sogar die Sublinks von wissenschaftlichen Journals können sich von heute auf morgen ändern.

Deshalb sollte generell die Regel eingeführt werden, dass all jene Internet-Dokumente, die nicht auch gleichzeitig als Offline-Druckquelle in wissenschaftlichen Journals verfügbar sind bzw. bei denen sich die Druckquelle aus der bibliographischen Web-Angabe nicht klar ableiten lässt, offline dokumentiert werden müssen. Eine von mir 2007 durchgeführte Studie hat gezeigt, dass es nur bei zwölf Prozent von Diplomarbeiten überhaupt Hinweise auf eine Offline-Dokumentation durch die Autorin/den Autor gibt. Inwieweit diese dann auch tatsächlich materiell existiert oder im Bedarfsfall sogar angefordert werden kann, sei dahingestellt.

Die erwähnte qualitative Untersuchung von 125 Diplomarbeiten (der Universität Salzburg zwischen 2002 und 2007) hat weiter gezeigt, dass akademische Abschlussarbeiten schon nach wenigen Jahren nicht mehr wissenschaftlich anschlussfähig sind, wenn sie Webquellen zitieren, die nicht mehr auffindbar sind. Damit kann nicht nur die wissenschaftliche Seriosität der Quellen nicht mehr eindeutig überprüft werden, es können auch keine Schneeballrecherchen innerhalb der Quellen mehr stattfinden usw. Abschlussarbeiten, die derartige Webquellen üppig zitieren, sind für die weitere Forschung und Rezeption ohne Wert.

Die qualitative Auswertung der Diplomarbeiten hat auch ergeben, dass in den meisten Fällen Online- und Offlinequellen wie auch wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Quellen in *ein* gemeinsames Literaturverzeichnis integriert wurden. Einige Arbeiten trennten in „Literaturverzeichnis“ und Internetquellen, die dann etwa mit „Zitierte www-Sites“ oder in einem Fall sogar etwas gewagt mit „Cybographie“ betitelt wurden. Literaturquellen wurden also, wenn überhaupt, rein medientechnisch getrennt. Dabei wäre eine derartige Trennung erst in einem zweiten Schritt sinnvoll, nachdem bereits zwischen wissenschaftlichen Quellen und nicht-wissenschaftlichen Quellen unterschieden wurde. Letztere sollten in wissenschaftlichen Arbeiten gar nicht zum wissenschaftlichen Informationsgewinn herangezogen werden, sondern lediglich als Basis für empirische Analysen am Text selbst oder als Fallbeispiele dienen, die mit wissenschaftlicher Distanz und Quellenkritik nötigenfalls illustrativ zitiert werden können. – Von 125 Diplomarbeiten, deren Literaturverzeichnisse analysiert wurden, machte nur *eine einzige* Arbeit eine inhaltliche Unterscheidung der vorgeschlagenen Art bzw. jener Art, die Brabazon bei der Evaluierung von Material aus dem Web empfiehlt: in ihr fand sich die Unterscheidung zwischen „wissenschaftlicher Literatur“ und „kommerziellen Quellen“.

Bei Literaturverzeichnissen (auch ab Fachbereichs-arbeitsniveau) wäre es empfehlenswert, immer nach Niklas Luhmanns Systemtheorie sozialer Systeme vorzugehen und dementsprechend zu differenzieren, etwa in:

- 1) Wissenschaftliche Quellen
  - 2) Journalistische Quellen (System der Massenmedien)
  - 3) Kommerzielle Quellen (Wirtschaftssystem)
  - 4) Quellen weiterer sozialer Systeme: Politisches System, Rechtssystem, Religionssystem ...
- Ad 1) Darunter fallen alle genuin wissenschaftlichen Quellen, auch wissenschaftliche Journals aus dem Internet. Eine besondere Quellenkritik ist nicht notwendig, dafür aber die übliche intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Text selbst.
- Ad 2) Darunter fallen alle Quellen von „Der Standard“ bis zur „Süddeutschen Zeitung“ – online wie offline. Ein Mindestmaß an Quellenkritik ist immer notwendig, da journalistische Qualitätsstandards variieren und Pressemeldungen mitunter auch Versatzstücke von PR-Texten enthalten können. Fakten oder zitierte wissenschaftliche Studien sollten aus journalistischen Quellen nicht zitiert werden, hier muss in jedem Fall das Original aufgesucht werden (gilt für Online- wie Offline-Meldungen).
- Ad 3) Dazu zählen Informationen (von Webseiten oder gedruckten Quellen) von PR- und Werbe-

## Gruscheln, Taggen, Diggen, Twittern.

Was aus der neuen Publikationspraxis im Web (2.0) für Web-Literacy und Web-Quellenkritik resultiert

agenturen, PR-Folder von Unternehmen, Firmenselbstdarstellungen etc., aber auch bezahlte Pressemeldungen (etwa auf [presstext.at](http://presstext.at)). In der Analyse der Diplomarbeiten wurde festgestellt, dass auch solche Quellen oft wie wissenschaftliche Quellen behandelt werden und Informationen 1:1 und unkommentiert in Arbeiten einfließen, in mehreren Fällen auch aus dem Web mittels Copy-Paste.

- Ad 4) Hier können etwa Presseaussendungen politischer Parteien oder juristische Urteilsprüche zitiert werden. Auch bei Informationen aus dem politischen System, dem juristischen System oder dem System der Religion ist wissenschaftliche Quellenkritik entscheidend.

Eine solche Binnendifferenzierung von Quellen wäre im Wissenschaftssystem zu diskutieren – nicht nur für die Medienwissenschaften, mitunter für die gesamten Kultur- und Sozialwissenschaften, aber eben auch im Bereich der schulischen Bildung. Für alle auf diese Weise inhaltlich definierten Quellen sollte gelten (und auch dies wäre zu diskutieren): Wenn eine Webquelle von jener Beschaffenheit ist, dass keine eindeutigen Rückschlüsse auf eine Printquelle mit demselben Text möglich sind, muss diese im Anhang als Ausdruck dokumentiert werden. Diese Verpflichtung würde von vornherein dazu führen, dass etwa Verfremdungen von Online-Textmaterial in Form eines „Copy-Paste-Vgl.“ (der Text einer Website wird ausgeschnitten/eingefügt und mit einem „Vgl. URL“ am Ende belegt) kaum noch möglich werden. Wahrscheinlich würde sich auch ein generell restriktiverer Einsatz von Webquellen durchsetzen.

Lehrveranstaltungen, die ein Gespür für die Wissenschaftlichkeit von Quellen und für den Umgang mit bestimmten, nicht in der gedruckten Welt vorhandenen Onlinequellen vermitteln, sollten am Beginn jedes Studiums stehen. *Web Literacy* müsste einen viel prominenteren Stellenwert erhalten – wenn schon nicht als eigenes Fach (etwa eine Wochenstunde im 1. Semester), dann zumindest als zentrales Modul bei der allgemeinen Einführung in die wissenschaftlichen Arbeitstechniken.

Der Fachbereich Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg etwa hat nach dem Bekanntwerden der ersten Copy-Paste-Plagiatsfälle hier zumindest das Regelwerk in die geforderte Richtung verstärkt:

*„Liegt eine Quelle gedruckt und im Internet vor, so ist immer die gedruckte Fassung anzugeben, da Quellen im Internet schon nach kurzer Zeit nicht mehr verfügbar sein können. Ausnahmen sind Fachzeitschriften, die auch als elektronische Zeitschriften angeboten werden. Vorsicht ist geboten bezüglich Seriosität und Brauch-*

*barkeit von Internetinhalten [...]: Gibt es weder einen Autor/eine Autorin noch ein Publikationsdatum des Textes/der Webseite, steht die Zitierwürdigkeit dieser Quelle in Frage. Diese Texte sollten Sie in wissenschaftlichen Arbeiten nicht verwenden, schon gar nicht, um Fakten, Zusammenhänge, Interpretationen etc. zu belegen.“<sup>13</sup>*

Im selben Manual wird diese Regel aber auch leicht relativiert:

*„Texte ohne VerfasserIn werden mit dem Kürzel o.V. (ohne Verfasser/Verfasserin) gekennzeichnet. Dies ist sehr oft bei Quellen aus Tageszeitungen, Zeitschriften und dem WWW der Fall. Dadurch, dass kein Name eines Autors/einer Autorin existiert, wird auch signalisiert, dass die Zitierwürdigkeit dieses Textes möglicherweise in Frage zu stellen ist.“<sup>14</sup>*

Freilich ist die Zitierwürdigkeit derartiger Texte dann nicht bloß „möglicherweise“, sondern generell in Frage zu stellen. – Vom quellenkritischen, analytisch-distanzierten Umgang mit solchen Quellen ist leider auch in diesem Manual nicht explizit die Rede.

„*Web Literacy*“ und „*Plagiatsprävention*“ müssten am Beginn der akademischen Ausbildung (und auch bereits der höheren schulischen Ausbildung, sobald längere schriftliche Arbeiten mit recherchierender Vorbereitung geschrieben werden) einen prominenten Platz erhalten. **„Web Literacy“ meint die Schulung der Fähigkeit, mit Online-Texten kritisch umzugehen, Wissenschaft von Nicht- oder Pseudo-Wissenschaft auch und gerade im Netzmedium unterscheiden zu können und insbesondere Webquellen mit einem doppelt kritischen Auge zu lesen.** Derzeit gilt diese Perspektive bei manchen Lehrenden immer noch als medienkonservativ, was den Blick auf das Problem eher verstellt. Ganz im Gegenteil ist es ja eher *medienprogressiv*, sich mit Webquellen auf die vorgeschlagene Art und Weise auseinanderzusetzen: Es wird ein Beitrag zur steigenden Qualität der Web-Inhalte geleistet, wenn diese quellenkritisch kommentiert und offline dokumentiert werden.

„*Plagiatsprävention*“ meint hier vor allem die Heranführung der SchülerInnen und Studierenden an die drei grundlegenden Arbeitstechniken *Recherchieren*, *Lesen* und *Schreiben*. Wenn Strategien des verstehenden und kritisch-distanzierten „Close Reading“ und Prozesse des „Creative Writing“ im Lehrplan einen neu zu diskutierenden, zentraleren Stellenwert erhalten, dann werden Fälle von Textbetrug und von Simulation von Wissen und Kompetenzen ohne Zweifel abnehmen. Konkret müssten drei Module in alle Lehrpläne integriert werden:

<sup>13</sup> <http://www.uni-salzburg.at/pls/portal/docs/1/395023.PDF>

<sup>14</sup> Ebenda, siehe Fußnote 13.



## Gruscheln, Taggen, Diggen, Twittern.

Was aus der neuen Publikationspraxis im Web (2.0) für Web-Literacy und Web-Quellenkritik resultiert

- 1) Ein „**Close-Reading**“-Seminar, das die genaue Lektüre wissenschaftlicher Texte einübt (wenige zentrale Texte, aber dafür Wort-für-Wort-Analysen – Qualität statt Quantität!).
- 2) Ein „**Creative-Writing**“-Seminar, das zum Erlangen eines eigenen (vor-)wissenschaftlichen Schreibstils beitragen soll (analog zu bereits existierenden Einführungen etwa ins „journalistische Schreiben“).
- 3) Ein Modul „**Web Literacy**“ zumindest in allen formalen Einführungen in wissenschaftliche Arbeitstechniken, das die besondere Sensibilität und die notwendige Quellenkritik im Umgang mit Web-Quellen vermittelt.

Es sollte des Weiteren darüber diskutiert werden, die Längen schriftlicher Arbeiten generell zu reduzieren und somit Redundanzen zu vermeiden (nicht jede Arbeit über das Internet muss vorab einen Abschnitt zur „Geschichte des Netzes“ enthalten).

Mit all diesen gebündelten Maßnahmen könnte nicht nur ein Beitrag geleistet werden, um das Plagiatsproblem einzudämmen, es könnte auch eine Entwicklung eingeleitet werden, in der der Geist nach seiner (zumindest partiell erfolgten) Austreibung wieder in die netzbasierte Textproduktion zurückkehrt.

Abschließend einige Worte zu möglichen zukünftigen Entwicklungen, die sich bereits im Hier und Jetzt abzeichnen. Der Netzplagiatismus ist nicht das einzige gegenwärtige Problem, das die schulische und akademische Textkultur insgesamt bedroht. Während Fälle von deutlichem Copy-Paste-Plagiatismus durch die allgemeine Sensibilisierung nach der Medienberichterstattung in den Jahren seit ca. 2005 sicherlich abgenommen haben, sehen sich zumindest die Universitäten derzeit mit drei neuen Problemen konfrontiert:

- 1) Fälle von *Ghostwriting* und *unethischen Autorenschaften* nehmen mutmaßlich zu und sind schwer zu belegen. Hier müssten Forschungen in den Bereichen Stilometrie und (computergestützte) „authorship verification tools“ forciert werden. Es ist nicht auszuschließen, dass in einigen Jahren alle schriftlichen Arbeiten nicht nur von einer Antiplagiatssoftware geprüft werden, sondern auch von einem „authorship verification tool“, das Arbeiten auf textinhärente Stilbrüche überprüft oder Abschlussarbeiten mit früheren eingereichten Arbeiten des Autors abgleicht.
- 2) Fälle von *Übersetzungsplagiaten* nehmen mit der zunehmenden Mobilität der SchülerInnen und Studierenden mutmaßlich ebenso zu und sind erneut schwer zu belegen. Man nehme sich nur einmal kurz die Zeit und staune, wie professionell der Übersetzungsdienst von Google ([http://www.google.com/translate\\_t](http://www.google.com/translate_t)) bereits arbeitet. Es ist nicht auszuschließen, dass sich SchülerInnen und Studierende in größerer Zahl

mittlerweile bei solchen Angeboten bedienen. Auch Synonymplagiate sind schwer zu entdecken und werden von den herkömmlichen Antiplagiatssoftware-Systemen nicht erkannt, wie auch Übersetzungsplagiate.

- 3) Die erwähnte qualitative Untersuchung von 125 Diplomarbeiten der Universität Salzburg zwischen 2002 und 2007 hat gezeigt, dass die Abnahme von eindeutigen Netzplagiaten noch nicht zwangsläufig eine Zunahme der Qualität der Arbeiten bedeutet. Viele Arbeiten, die in den Jahren nach 2005 entstanden sind, lesen sich wie eine endlose Aneinanderreihung von mit „Vgl.“ an den Absatzenden belegten Fließtexten. Die Eigenleistung des Autors ist für den Leser oft nicht erkennbar – es wird nur vermittelt, dass der Autor tunlichst bemüht war, so viel wie möglich zu referenzieren.

Die alten und neuen Probleme rund um das Thema Textbetrug sind schließlich auch deshalb zu lange unbeachtet geblieben, weil sich die Wissenschaft zu wenig selbstreflexiv mit der eigenen Wissensproduktion und -rezeption – und ihrem fundamentalen Wandel in den vergangenen zehn Jahren – auseinandergesetzt hat. Weitere Studien zur netzbasierten Wissenskultur, zum Wandel der Validierung von Wissen durch die Netzgemeinschaft (siehe die Konsensstheorie der Wahrheit in der Wikipedia) und zu den veränderten Schreib- und Recycling-Praxen der „Generation Google“ („Copy & Paste Studies“) wären hier dringend vonnöten. Meines Wissens gibt es auch keine empirische Studie (Befragung oder Textanalyse) zum Plagiatismusphänomen an Schulen, was ohne Zweifel ein Forschungsdesiderat und eine Aufgabe für zukünftige Medienforschung darstellt.

---

**Stefan Weber** (38) ist habilitierter Medienwissenschaftler aus Salzburg. Er schrieb seit 1996 (Heft 16) elf Beiträge für die „Medienimpulse“ (mit den Schwerpunkten Medientheorie und Journalismusforschung, zuletzt Web und Wissenskultur). Jüngste Buchveröffentlichungen: „Die Medialisierungsfalle: Kritik des digitalen Zeitgeists“ (2008) und „Das Google-Copy-Paste-Syndrom: Wie Netzplagiate Ausbildung und Wissen gefährden“ (2., aktualisierte und erweiterte Auflage 2008).

Kontakt: [weber.mediaresearch@t-online.de](mailto:weber.mediaresearch@t-online.de)